

nennenswerten Bauaufwand wieder Platz zu machen und solcherart unterliegenden Wasserkraftwerken der vorgezeichneten Bauart, sowie bereits bestehenden das gespeicherte Wasser zu liefern.

Bei der in Österreich so naheliegenden Veredlung seiner größtenteils sehr jungen Brennstoffe Torf, Holz und Braunkohle durch Verkokung verbunden mit Brickettierung fällt ein brennbares Gas ab, das zweckmäßig in einem Gaskraftwerk zu verwerten wäre, um über den Eigenbedarf hinaus in der wasserarmen Jahreszeit der allgemeinen Elektrizitätsversorgung auszuweichen, somit vorläufig den Bau weiterer Wasserkraftwerke überhaupt überflüssig zu machen. Dampfkraftwerke sind wegen der Rauchentwicklung weniger zu empfehlen. Als geeignete Gebiete sind beispielsweise anzusehen: das obere Ennstal, obere Salzachtal einschließlich der Moore auf der Gerlosplatte, allenfalls auch an der Paß-Thurn-Straße, ferner das obere Murtal nächst St. Michael. Für die zugehörigen Kraftwerke werden sich in den Natarkraftstrecken Gesäuse, Taxenbach-Schwarzach, Tamsweg-Murau geeignete Standorte unschwer finden lassen. Nach Abbau der Torflager würden die Schwelanlagen und Gaskraftwerke verschwinden, dafür Seen von ganz natürlichem Aussehen zurückbleiben, die — ohne das Auge des Naturfreundes zu beleidigen — den Strombedarf Österreichs überreichlich befriedigen könnten. Der Techniker hätte da allerbeste Gelegenheit, seinen Ruf als Naturhänder zu verbessern.

Der Wind über den Feldern.

Von Günther Schwab.

Wir bringen mit Genehmigung des Verlages einige für unsere Leser besonders einschlägige und wertvolle Teile aus dem unter obigem Titel im Lied-Verlag (I. Seilerstätte 22) erschienenen (im „Büchertisch“ dieses Heftes besprochenen) letzten Werk des heimischen Dichters und Schriftstellers.

Die neue Erde.

Im oberen Feld steht ein großer Stein zwischen zwei Äckern. Die Zeichen, die er einmal trug, sind nicht mehr zu erkennen; und das ist nicht verwunderlich. Denn das Wetter von drei Jahrhunderten hat ihm seine Spuren ins Gesicht gegraben, das einmal jugendlich glatt und rund gewesen sein mag. Er steht auch nicht mehr ganz gerade.

Hier sind vielleicht die Äcker des Dorfs zu Ende gewesen, als noch Wasser floß in der Lob, diesem Arm, der sich weitab vom Strom durch die Ebene wand. Heute gibt es da kein Wasser mehr. Die Lob ist ein leichter Graben geworden und der Pflug ist gegen ihn vorgedrungen, hat den schwarzen Schlamm aufgerissen und umgekehrt. Die Äcker sind bis in die Mitte des alten Wasserbettes gerückt, von beiden

Seiten, und haben es ausgefüllt. Die Grenze ist hundert Schritte weiter und der alte Stein steht mitten im Feld, zeichnet keine Dorfmark mehr, sondern ist nur noch Besitzscheidung zwischen diesem Bauer und dem andern.

Er sticht steil in die Luft wie ein Turm und ich verstehe, daß er allen willkommen ist, die ruhen und dabei Umschau halten wollen. Im Frühling ist die Haubenlerche auf ihm gesessen und hat ein kleines helles Lied geleiert. Dann, im Sommer, gehörte er der Weihe, der taubengrauen, eulenhaften, mit dem grausamen Blick. Und jetzt sitzt der Raufuß darauf jeden Morgen, schaut in die Weite mit gelben Augen, regungslos und fast weiß vor Alter.

So oft ich über das Feld gegen Norden schaue, bleibt das Glas stehen an dieser Stelle und ich sehe ihn, den Bussard, wie er blockt, groß und breit, kaum abgesetzt vom Stein und kaum unterschieden von ihm; den lockeren weichen Federbalg wärmend auf die Fänge gesenkt und mit eingezogenem Kopf. Ist er nicht auf dem Stein, so suchen ihn meine Augen in der Höhe, wo er seine Kreise zieht, und irgendwo finde ich ihn fast immer.

Er sieht mir ruhig entgegen, wenn ich herankomme auf dem Rustendorfer Weg, rückt nur ein wenig den Kopf nach mir. Dann öffnet er die Schwingen, macht einen kleinen Satz in die Luft und rudert hoch mit schweren langsamen Schlägen, gleitet auf, ein über das anderemal. Ich kenne ihn gut.

Fünf Silberlinge zahlt mir mein Herr, wenn ich dich schieße, Alter. Fünf Silberlinge, hörst du? Das ist viel Geld für mich. Und mehr, als du im Tode wert bist!

Ich bin beim Stein gewesen, dem weiß befleckten. Gemölle liegen dabei und Reste der Mahlzeit. Ja, da sind nicht nur die Haare und die kleinen grauweissen Knöchelchen der Mäuse. Da liegt ein Rebhuhn, halb gerupft und halb gekröpft, mit einem Loch in der leergefressenen Brust. Da sind Federn von einem Krametzvogel und ein Stück Hasenbalg. Das alles ist da und ich verstehe, was der Jagdherr will.

Aber es stirbt ja doch nur, was sterben muß! Und das soll man nicht hindern. Fünf Silberlinge! Wer aber wird dann auf dem Stein sitzen und in die Weite schauen mit gelbleuchtenden Augen; mit wem soll ich Zwiegespräche halten, wenn ich vorübergehe? Und die Stelle am Himmel, wo das Flugbild steht, Stolz und Kraft und Adel, wäre leer! Nein, Freund, wir wollen das bleiben lassen. Der Jagdherr freilich darfs nicht wissen, daß wir zwei verschworen sind. Du wirst es ihm wohl nicht sagen! Ich auch nicht. —

Menschen im Trieb.

Und bei all unjerer Arbeit, die doch nur Dienst am Volk ist, nichts als Dienst am Volk, haben wir einen Schuß Menschenfeindlichkeit im Blut. Es ist aber nur ein verborgenes, verworrenes Gefühl, das sich in uns verirrt hat aus unjerer großen Liebe zur Erde. Durch diese Liebe wachsen wir erst heran zu unjerem zweiten Amt, das groß und schwer ist: kein Tier, das heute frei lebt, keine Blume, die wächst auf dem Heimatboden, darf untergehen! Sie sind ein Stück Heimat, ein Stück Volk, ein Stück von uns selbst. Wer soll sorgen dafür, wenn nicht wir! Wer soll der Nation verantwortlich sein dafür, wenn nicht wir! Wir müssen schützen und behüten und bewahren!

Denn je mehr Menschen wir haben und je mehr Häuser, um so mehr Sehnsucht wird sein im Volk nach einer Blume, die kein Gärtner pflanzte; nach einem Tier, das nicht hinter Gittern lebt, nach einer Erde, die kein Pflug berührt hat, und nach einem Weg, den man allein geht. Wir müssen sorgen, daß dem Volk bewahrt bleibt, was es einmal brauchen wird, morgen eher als heute. Da wir für die Menschen stehen müssen, die kommen, stehen wir gegen die Menschen, die sind.

Daß die Jagd Nahrung schafft, das ist das Erste und das Größte. Es muß, wenn von der Jagd die Rede ist, immer im Vordergrund stehen. Alles andere kommt nachher, so wichtig es sei. Wir müssen der Jagd das Gesicht des Vergnügens um des Vergnügens willen nehmen. Aber hinterdrein wollen wir doch eines sagen: daß die Jagd Freude gibt, auch das nützt dem Volk! Wie viele Tausende ziehen hinaus aus den Städten, aus der Dumpfheit ihrer Arbeitsräume, zum fröhlichen Jagen! Und was ihnen anhaftet im Alltag, was auf ihnen lastet, Sorgen und Mühsal und Beschwernis, das fällt von ihnen ab wie durch einen Zauber. Es gibt kein Handwerk, das so wie dieses alles andere vergessen macht. Und wenn sie heimkehren zur Arbeit des Tages, dann haben sie neue Kraft geschöpft. Und die Kraft, das ist, um was es geht in allen Dingen des Lebens.

Aber der Sinn des Jägers liegt nicht im Rechnungsmäßigen allein, wie auch der Sinn des Bauers nicht. Da ist das Brauchtum, ein Stück Vätergut, das nicht verloren gehen darf.

Blick in die Weite.

Glocken läuten irgendwo. Mittag ist. Ich habe keinen Hunger. Ich gehe dahin mit schwingenden, singenden Schritten, den Blick der Weite anheimgegeben, die mich trunken macht.

Und was spreche ich noch, und was schreibe ich noch!

Gibt es ein Herz, das die Worte findet, um diese Weite zu bannen?

Oder sollt ich mir wünchen ein Maler zu sein, weil es dafür keine Sprache gibt? Wer weiß, ob ich die Farben richtig zu mischen vermöchte!

Oder ein Meister des Tons, der diese Musik fangen und festhalten kann, die über diesem Land ist; die im Wind über den Feldern rauscht, die in diesem Himmel schwingt und in dieser Weite! Es ist in allem Musik auf der Erde. Alle Farben sind blaß vor ihr und alles Wort Stammeln.

Und wäre ich alles zusammen und hätte ich alles, so wäre ich hilflos und klein und vermöchte nichts mit all meiner Wissenschaft. Was der Mensch auch tut, alles ist halb. Das Letzte steht über den Wolken. Es gibt kein Menschenwerk um Gott.

Man kann da nur, mitten auf dem Feld, still stehen, eine kurze Weile und den Blick heben und vielleicht auch die Arme. So, wie man vor Gott steht.

Und es kann sein an einem solchen Tag, daß ich beginne, zu Gott zu sprechen.

Du wehendes Gras, Du jummernder Kerf; Du Strauch auf dem Feld und Du Vogel, der die Schwingen reckt in der Höhe; Du Acker, Du Erde, Du Berg mit dem weißen Gipfel! Du steigender Tag, Du sinkender Abend; Du Wind über den Feldern, Du ziehende Wolke in der Unermeßlichkeit! Du leuchtendes Land! Du sonneduftende Weite!

Wie sie kommen, die Irrenden, und fragen, Angst im Blick, daß sie Dich nicht fänden: wo ist Gott?

O, wie sie von Dir nichts wissen! O, wie sie um Dich seilschen. Sie haben Dich nie gesehen, denn sie suchen Dich, wo Du nicht bist.

Du bist im Baum. Wo solltest Du sein, wenn nicht in den Dingen, die von Dir sind?

Du bist in der Luft, die ich atme, und in der Bläue des Alls; in jedem Tier, das lebt, und in der Seele meines Hundes. In jedem Keim bist Du, der sich dem Korn entringt mit Deiner Hilfe und die Erde hebt mit Deiner Kraft.

Und daß ich von Dir weiß, daß ich Dich erkenne, tausendfach an jedem Tag, auf meinem einfachen Weg; daß ich Dich sehe mit meinen zwei Augen — das bist Du in mir selbst. Wer Dich nicht hat in seiner Brust, der sucht Dich vergebens anderswo und eitel ist sein Hoffen auf Dich, mag er noch so viel beten.

Aber bei denen bist Du nicht, die jammernd auf den Anien liegen in Schwäche und Erbärmlichkeit. Sie haben Deine Stimme noch nicht gehört im Sturm, der die dürren Äste von den Bäumen reißt.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1937

Band/Volume: [1937_12](#)

Autor(en)/Author(s): Schwab Günther

Artikel/Article: [Der Wind über den Feldern 172-175](#)